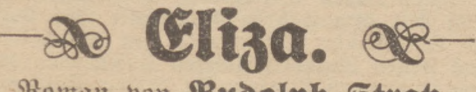


Nr. 2. **Bromberg, den 3. Januar** **1929.**



Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(1. Fortsetzung.)

Hell zwitscherte ein Vöglein am Ohr des Reiters im blauen Redingote und gelben Lederhosen, der kaum dreißig Schritte vor dem Lancier auf blankem Gaul durch die klatschenden Pfützen stob. Weiter — weiter ... Die Kugeln, die singen, treffen nicht mehr ... Da ... wieder ein Knall dahinten ... fast vorher schon ein schmatzender Klatsch ... Ein wilder Satz des Gauls ... Der Preuße bückte sich im Galoppieren, faßte mit der Rechten an die Pferdeflanke, zog den nassen Handteller blutrot gefärbt zurück. Lang lief sein Roß nicht mehr mit dem Schuß in die Weiche ... Er lugte über die Schulter nach hinten. Der Pole lud im Reiten, die Zügel zwischen den Zähnen, von neuem die Pistole. Er mußte dabei den Galopp etwas verkürzen. Er verlor Boden. Er bekam den blauen Reitfrack mit flatterndem roten Kragen am Waldsaum aus dem Gesicht ... Er fegte, jetzt wieder in vollem Rosseslauf, die schußfertige Waffe in der Rechten, um die Wegbiegung, prallte beinahe an eine da langsam in derselben Richtung knarrende Halbkutsche mit hinten aufgeschnalltem Koffer, zwei Bauernpferde mit hängenden Dickschädeln davor, ein steinalter Kutscher mit schlaffen Zügeln auf dem Bock. Ein Blick im Vorbeisprengen unter das halboffene Verdeck: Zwei Frauenzimmer da drinnen ... Der grüne Lancier riß seinen Gaul in Schritt ... Er frug atemlos auf französisch: „Haben die Demoiselles einen Reiter gesehen?"

Die Schutenhüte im Innern bewegten sich bejahend. Eine kleine Hand deutete nach vorn. Eine sanfte Stimme erwiderte in tadellosem Französisch:

„Und was für einen Reiter, mein Kapitän! Einen englischen Kunstreiter ohne Sattel und Bügel!"

„Einen Hochverräter, Madame! Einen Verschwörer gegen den Kaiser der Franzosen und dessen hohe Verbündete!" Der Graf Grodcicki rief es schon im Davonjagen. Er stob den schmalen, geschlängelten Waldweg zwischen undurchdringlichen Erlengestrüpp dahin, glitt plötzlich beinahe über den Hals des Pferdes, so jäh stieg sein scheuender Rappe ... In einer Blutlache, seitlings im Graben, lag da tot, die Hufe abenteuerlich gen Himmel reckend, der sattellose Gaul. Sein Reiter war verschwunden. Das Erlendickicht stand rechts und links weithin wie eine grüne Mauer. Sumpfspiegel brüteten im Wurzelgewirr unter seinem verfilzten Geäst. Es war unmöglich, hier eine Menschenspur zu verfolgen ...

Aber ein hinterhältiger Schuß aus diesem Urwald heraus war möglich. Der Pole schaute sich unbehaglich um. Er kaute die Enden seines langen Schnurrbarts und trabte dann den Weg zurück, den Schlachzizen entgegen.

Da, um die Kutsche herum, die er vorhin gesehen, hielt die Schlachta. Der schnauzbärtige Pan Thaddäus Tyszka musterte stirnrunzelnd die Reisepapiere der beiden Demoisellen. Er trug noch aus dem Vorjahre, da Warschau preußisch gewesen, den weißverschnürten, scharlachroten Dolman und die langen, blutfarbenen Pluderhosen des Regiments Towarczysz, der preußischen Bosniaken, aber auf dem Kopf statt der Bärenmütze die nagelneue, polnische Czapka mit der rotweißen Nationalkokarde. Er riß erschrocken die Augen auf.

„Graf, wo ist der Preuße?"

„Zu Fuß in den Wald entwischt! Aber er entgeht uns nicht. Wir reiten ihm nach dem Weichselufer voraus. Wir besetzen die Fährstellen! Er muß uns in den Rachen laufen! Vorwärts! Was vertrödelt ihr hier mit den Weibern die Zeit! Spioninnen — was?"

„Nichts Gefährliches, Graf! Zwei kleine Putzmamsells mit ordnungsgemäßen französischen Pässen des Präfekten des Departements Mainz nach Danzig unterwegs! Die Zierliche, Mittelgroße rechts die Demoiselle Bettina Dullenkopf, dreiundzwanzig Jahre alt — die Dralle, Größere links die Demoiselle Märtchen Zipfler — zwanzigjährig. Beide protestantisch und ledig!"

Der Graf Grodcicki blickte in das Innere des wackeligen Hauderer-Fuhrwerks. Die beiden Putzmacherinnen waren hübsch und jung — die Demoiselle Dullenkopf dunkelbraun, mit einem zarten, schmalen, lebhaften Gesicht, die Demoiselle Zipfler flachsblond, pausbäckig, mit vergnügten wasserblauen Äuglein. Die Braune, Lebendige, hatte sich über ihrem breitkragigen, hochgeschlossenen weißen Empirefähnchen und dem fußfreien, blauen Tuchrock zum Schutz gegen die Stechmücken in eine Wiltschura, einen polnischen Pelzmantel, gewickelt. Sie hob das dunkeläugige Köpfchen unter dem weißen Schutenhut mit schwarzer Schleife seelenvoll zu dem Polen empor.

„Spioninnen, mein Kapitän? Nein! Meine Freundin und ich sind als geborene Mainzerinnen von Herkunft Deutsche. Aber seitdem es kein deutsches Kaiserreich mehr gibt und die Franzosen die Rheinlande besetzt halten, sind wir Bürgerinnen Frankreichs und gehorsame Subjekte und Verehrerinnen Napoleons des Großen!"

„Warum verehren die Demoisellen den Kaiser nicht am Rhein, statt sich hier ...?"

„Wir ernährten uns in Mainz von unserer Handfertigkeit im Damenputz. Nachdem aber nunmehr das polnische Reich wieder errichtet und Danzig durch Napoleon den Großen zu dessen Freistaat erklärt wird, trieb uns die Hoffnung auf günstigeren Erwerb dorthin auf Reisen, wo französische Sprachkenntnisse seltener sind als in Mainz!"

„Was Sie sagen, ist richtig, Demoiselle. Es gibt kein deutsches Kaiserreich mehr. Die Franzosen stehen am Rhein. Polen ist auferstanden. Danzig Freistaat. Dies alles wissen wir in diesem glorreichen Jahr 1807. Aber es erklärt mir nicht, warum Ihre Reise nach Danzig Sie so weit nach Osten, bis hinter Thorn, verschlägt!"

„Mein Gott — von Posen ab nordwärts sind alle Wege durch die Kanonen zu Brei zerfahren, aller Hafer von den Heeresintendanten requiriert, mein Kapitän!" sagte die kleine Putzmamsell sanft. „Es gibt dort kein Stück Brot mehr im Lande. Die Truppen haben alles verzehrt. Wir mußten also ausbiegen, wenn wir überhaupt weiterkommen wollten! ... Dürfen wir unsere Reise fortsetzen?"

„Meinetwegen bis zum Großtürken, Demoiselle! Vorwärts! Zur Weichselfähre!"

Das Trappeln der Hufe verhallte fern, dumpf, im Schweigen des Waldes. Einsam hauderte die Halbkutsche dahin, im Schritt, schwankend und knarrend, über die mit Feldsteinen ausgefüllten Löcher, die mit Fichtenknüppeln überbrückten Moraste der polnischen Landstraße. Aus dem Graben daneben spreizten sich vier starre Pferdebeine windschief zum heißen Hundstagshimmel. Schwärme von Fliegen umsummten den halb in gelben Dotterdolden und blauem Vergißmeinnicht des Moorgrunds versunkenen Kadaver.

„Da liegt das Pferd von dem Kujon! Schad', daß er's nit selber ist, Märtche!" sagte die Braune, Zarte — die Demoiselle Bettinche — hitzig in Mainzer Mundart.

„Verdient hätt' er's!" nickte heftig die semmelblonde Putzmamsell neben ihr. „Sich gegen den Napoleon mausig mache! ... Ja — du liebe Zeit! Der Napoleon ist doch nit e Mensch — der ist doch das Schicksal selber! Unser Herrgott wird schon wisse, was er mit dem großen Mann als noch vorhat! Wenn wir nur weiter käme! ... Das ist e Gezoddel und Gezoddel ..."

Immer langsam voran — in Gerumpel und Gehumpel — Schritt für Schritt ... Die Demoiselle Dullenkopf saß ungeduldig aufrecht. Ihre kleinen, weißen zartgepflegten Hände spielten nervös mit dem als antike Blechurne geformten, lackierten Ridicüle auf ihrem Schoß. Sie fächelte sich mit ihrem batistdünnen Fazzettel Kühlung. Sie schüttelte die kleinen Ohren wider die Stechmücken. Sie wippte mit den breiten Bandschleifen auf den schmalen Halbschuhchen. Sie tat einen tiefen Stoßseufzer.

„Wir sind recht einfältige Gäns', daß wir unsere lange Röck nit daheim gelasse habe, Märtche!" sagte sie. „Wenn ich wieder 'mal in die Welt hinaus muß, dann mach' ich's wie viele Dame auf Reisen und lauf' in Männerkleidern! Dann wär' ich jetzt schon an der Weichsel! ..."

„Gott sei Dank! Da hat der Wald e End'!" schrie die Märtche. „Da sieht man Wasser zwischen den Bäumen ..."

„Hurra! Die Weichsel!"

„... und dort noch mehr Wasser ... und da erst ... überall ... ja — du — so viel Wasser gibt's ja gar nit ..."

„Da ist ja der Rhein ein Rinnstein dagege!" Das Betinche Dullenkopf stand langsam, ungläubig auf. Der Wagen hielt auf einer Lichtung vor dem Fährhaus. Die Weichsel war kein Strom mehr, sondern ein mächtiger, lehmgelber, reißender, schnell dahinschießender See. Ein Fußgänger hätte eine Viertelstunde gebraucht, um das kaum sichtbare, niedrige, jenseitige Föhrenufer zu erreichen. Was sonst dazwischen lag — das Inselgewirr — die Sandbänke — war alles überschwemmt. Nur die Kronen von Erlenwäldern wogten da und dort mitten im Wellenschwall aus den schäumenden Wirbeln und Strudeln. Aufgeblähte, tote Ochsen, Binsendächer, Heuschober trieben auf der Flut. Ein aufrechtstehender Eichbaum schaukelte auf der losgerissenen Insel seines Wurzelgeästs der Ostsee zu. Das rastlose Wandern der Wassermassen erfüllte den weiten Raum zwischen Himmel und Erde mit einem eintönigen dumpfen Donner.

Vor dem Fährhaus stauten sich ausgespannte Kutschen und Panjewägelchen, grasten abgeschirrte Pferde, standen in Haufen die festgehaltenen Reisenden um den Fergen. Der Riesenkerl trug, in seltsamem Gegensatz, einen ganz kleinen, verschmitzt-schnurrbärtigen, einäugigen Kopf auf seinen Cyklopenschultern. Er verbeugte sich geschmeidig und untertänig vor den beiden Demoisellen. Er konnte nur polnisch.

„Er sagt: jetzt Weichsel — nix wie tot!" dolmetschte mühsam Mendel Zeisig, der gelöckelte Handelsjude im Kaftan neben ihm. Und der polnische Kaplan, der reverendissimus dominus Joannes Batycki murmelte in lateinischem Baß: „Taceat mulier!"

„Die Demoisellen sitzen nicht allein hier fest!" brummte der hochgräfliche Wiesenvogt und Veteran Starzewski im schlechten Französisch der Großen Armee, und der Warschauer Sakristan und Oratorienheizer Sobotka schüttelte gegen die Damen den Graukopf und meinte auf polnisch: „Wir sitzen hier alle in der Arche Noah und warten auf die Taube mit dem Ölzweig."

Die Demoiselle Dullenkopf war mit ihrer Freundin beiseite getreten. Ihr schmales, hübsches Gesicht war verstört und bleich. Sie ballte die kleinen Fäuste. Sie biß die Lippen zusammen und starrte feindselig auf die gelb gurgelnde Sintflut.

„Gott im Himmel ... ich darf doch keine Zeit verlieren ... Für mich hängt doch alles davon ab, Märtche!" sagte sie leise und hochdeutsch. „Sobald in Tilsit der Friede unterzeichnet ist, reist er doch in einem Ruck nach Paris. Er gründet unterwegs noch das neue große Königreich in Kassel. Die Könige von Portugal und Toscana muß er auch noch absetzen. Vor Ende des Jahres will er noch die Türkei teilen. Vielleicht landet er vorher noch in England! Ich krieg' ihn in Europa nicht mehr zu fassen. Und ich muß doch Napoleon sprechen ..."

„... freilich ..."

„... ich muß ... und ihm sagen ... Was hast du Märtchen?"

„Da ... das ist der Mann im blauen Redingote, der vorhin an uns vorbeigeritte ist ..., dem sein Pferd dort hinte tot im Grabe liegt ..."

„... von dem der Ulan uns zugeschrien hat, er sei ein Hochverräter und ein Feind Napoleons ...?"

„Der ist zu Fuß durch den Wald hierher ... da kommt er heran ... Er geht auf den Fährmann zu ..."

„Er kann polnisch ... Sie reden miteinander ..."

„Er zeigt auf den Fluß! ... Aber der Pole will nit! Partout nit!"

„Er drängt ihn ... der verbrecherische Mensch ... Er kriegt ihn an der Brust zu fassen ... Er spricht wild auf ihn ein! Schau nur sein leidenschaftliches Gesicht — das ist so recht einer von diesen Feinden der Welt, die es wagen, sich Napoleon zu widersetzen!"

„Dem Patron müßt' man das Handwerk lege!"

„Jetzt holt er seinen Lederbeutel heraus ... Er hat lauter Goldstücke darin ... Er bietet dem Fährmann den ganzen Beutel, wenn er es wagt und ihn übersetzt ..."

„Und auf's Geld fliegen die Fährleut' wie die Raben!"

„Weiß Gott, Märtchen ... der habgierige Fährmann tut's ... Er nickt ... Er will mit Lebensgefahr den Menschen aufs andere Ufer bringen ... der Gott weiß was gegen Napoleon im Schild führt ... Märtchen, wer Napoleon liebt, muß das verhindern ..."

„Ja — wo steckt denn nur der Ulan von vorhin und sein Bauernvolk zu Pferd? Die könnte sich doch denke, wo der Spitzbub hingelaufe ist — als der Nas' nach ... bis an die Weichsel ..."

„Wir müssen sehen, ob wir nicht ein paar herzhafte Männer finden ..."

„... komm mit zum Fährhaus, Märtche ... Geh langsam ... schwatz' was ... lach' doch, damit er keinen Verdacht schöpft!"

Auf einem leeren Futtertrog saß, rittlings wie auf einem Roß vor dem Fährhaus der alte Pan Tyszka, der ehemalige Warschauer Towarczysz, in seiner feuerroten Attila und seinen blutroten langen Hosen. Er schmunzelte aus seinen wässerigen Äuglein die beiden Putzfräulein verständnisvoll an.

„Kann sich nur Vogel über Weichsel!" sprach er kauend. „Müssen schöne Offiziere von General Rapp in Danzig noch auf die Demoiselles warten! Armes Rapp! Armes Danzig!"

„Ich begreife den Herrn nicht!" Die braune Mainzerin rückte mit zwei Schritten dem Greis dicht auf den Leib. „Uns harmlosen Frauenzimmern hat Er im Wald die Pässe visitiert! Dort drüben am Ufer aber steht der Hochverräter, den Er sucht, und dem Herrn ist seine Salzgurke importanter als der Feind des Kaisers der Franzosen!"

Der alte Schlachzize blinzelte pfiffig — nicht in der Richtung nach dem blauen Reitfrack bei den Kähnen drüben, sondern in das Dunkel des verräucherten Fährhauses hinter ihnen hinein. Und in dessen Zwielicht sah die Demoiselle Betinche jetzt da drinnen die undeutlichen Umrisse des langen, hageren polnischen Ulanen und um ihn her, im Geflacker des Herdfeuers, ein paar andere Gestalten im Schafpelz, Sensen im Gürtel.

Und jetzt erkannte sie: der adelige Bauer, der dort nicht weit von ihr, barfüßig, aber den Krummsäbel an der Seite, in der Sonne hockte, und die beiden Edelleute, die in einem Eimer Weichselwasser für ihre Pferde herbeitrugen, das waren alles Gesichter aus der Schlachta, die vorhin den Reisekarren umringt hatte! Der alte Pan schaute gespannt der Mamsell Dullenkopf in das hübsche, junge, erhitzte Antlitz.

„Freundin Napoleons?" frug er ernst und vertraulich.

„Mit Leib und Seele!"

„Ist sich gut! Wird sich alles gut! Braucht sich Geduld!"

Der greise Towarczysz drehte den Graukopf nach einem Schatten, der von rückwärts über ihn fiel. Der riesige Fährmann stapfte, vom Ufer kommend, schwerfällig in seinen hohen Wasserstiefeln an ihm vorbei. Er zwinkerte dabei verstohlen mit seinem einzigen, stechend schwarzen Auge und murmelte auf polnisch ein paar Worte, die die Demoiselle Dullenkopf nicht verstand. Während er in die Fährhütte trat, gähnte ihr der alte Bosniake ins Gesicht und zischte hinter der hohlen, vorgehaltenen Runzelhand:

„Großes Unheil ... Große Gefahr für Kaiser französisches ... große Not für Polen ... Brandfackel für Welt hat Preuße drüben in Redingote stecken! ... Gleich so weit, daß wir furchtbares Brief bekommen! ... Wenn die Panja ist fromme Magd Napoleons ..."

„Für Napoleon durchs Feuer!"

„... dann gehe schöne Panja zu dem Preußen ... mache süße Augen ... plaudere mit ihm ... damit er nichts merkt! Nur ein paar Ave Maria lang! Dann Söhne hier bereit!"

„Komm', Märtchen!"

„Ich fürcht' mich, Bettinche!"

„Dann geh ich allein!"

Die Demoiselle Dullenkopf warf der Freundin verächtlich ihre Pelz-Wiltschura zum Aufheben über den Arm und schritt nach dem Ufer. Der blaue Tuchrock schaukelte unruhig um ihre schlanken, weißbestrumpften Knöchel. Das Spitzengekräusel ihres weißen, dicht unter dem Busen hochgegürteten Empireausschnitts wogte heftig auf und nieder. Ihre schmalen Züge waren unter dem Schatten des Schutenhuts blaß und starr. Ihre dünnen, feinen Finger zitterten, während sie den kleinen, buntseidenen, gefranzten Pariser Parasol aufspannte und zu den Kähnen trat, die, hundert

Schritte vom Forsthaus in einer geschützten Uferbuchtung an Pflöcken angekettet lagen.

In einem kleinen Nachen saß, ihr den Rücken drehend, der Preuße. Er hatte seinen Zylinderhut neben sich auf die Ruderbank gestellt, deren Ruder mit allen anderen drüben, in der Hütte des Fergen, lagen, und vertrieb sich die Zeit bis zu dessen Wiederkehr, indem er müßig den Bretterbelag des Kahnbodens lüftete und leise wieder sinken ließ. Er hatte das Gehör eines Wachhundes. Er vernahm den leichtfüßigen Tritt der spitzen, kleinen, schwarzen Halbschuhe schon auf zehn Schritte. Er wandte jäh den bartlosen, scharfkantigen Kopf. Sein Blick leuchtete eine Sekunde unheimlich blaustählern. Dann schloß er gleichgültig wieder halb die Lider und sah das junge Frauenzimmer seelenruhig im Sitzen von unten her an. Sie stand vor ihm. Sie fühlte ihr Herz hämmern. Sie versetzte, so unbefangen sie konnte, auf deutsch:

„Wollen Sie wirklich über die Weichsel?“

„Endlich mal wieder ein deutsches Wort!“ sagte der Fremde erfreut und nahm seinen Zylinderhut von der Bank, um ihr Platz zu machen. Aber sie blieb neben dem Boot stehen.

„Ich bin keine Deutsche, Monsieur! Ich bin Citoyenne des Departements Mainz des französischen Kaiserreichs.“

Der junge Mann erwiderte nichts. Die Mainzer Mamsell hub wieder an:

„Alle Leute im Fährhaus sagen: Man kann jetzt nicht über den Strom!“

„Aber man will, Demoiselle!“

„Haben Sie so wichtige Affären, daß Sie Ihr Leben daran hängen?“

„Ich?“ Der blonde, noch nicht dreißigjährige Mann im Boot lächelte treuherzig. „Ich bin ein ei[illegible]ociant aus Königsberg, oder, ehrlich gesagt, sogar nur ein schlichter Musterreiter. Mein Schinder bekam im Wald den Sonnenstich. Dort liegt er jetzt noch.“

„Ich hab' ihn gesehen!“

„Während ich um Hilfe ausging, stahlen mir die verfluchten Bauern Sattel, Musterpacken! Was tu' ich noch hier? Ich will heim! Und wo ist die Mamsell zu Haus?“

„In Mainz, Herr Musterreiter!“

„Und wes Standes, Sie artiges Kind?“

„Ich bin auch nur ein einfach Mädche ... eine Putzmacherin ... Enfin ... ich blieb' an Ihrer Stelle hier am Ufer, statt Gott zu versuchen!“

„Ich muß aber hinüber!“ sprach der Fremde zerstreut und nachdenklich. Er holte ein langes Taschenmesser mit Hirschhorngriff aus seiner gelbledernen Reithose und klappte es vorsichtig auf. „Wenn die Demoiselle mich obligieren will, dann bleibe sie gerade so stehen wie jetzt ... So spendet Ihr Schirm mir auch etwas Schatten in der heißen Sonne ... ah ... das erquickt ...“

(Fortsetzung folgt.)

Präfekt Lebrun.

Skizze von Roderich Müller-Guttenbrunn.

Im Obergymnasium war es, in einer alten Stadt mit Burgtoren und aufgelassenem Festungsgraben, in dem sich nun die Obstbäume dicht aneinander reihten. Im Frühling wirkte es berauschend, wenn hier Hunderte von Bäumen blühten, die alte Stadt gleich einem Brautkranz schmückten und das tausendfache Gebrumme der Bienen den alten Graben brausend erfüllte.

Aber wir „Konviktisten“ hatten nicht viel von diesen Herrlichkeiten, denn die Hausordnung des städtischen Schülerheimes war sehr streng, und wir durften niemals ohne Aufsicht ausgehen. Dieser Zwang wurde uns besonders wegen des Spottes der „Externisten“ unerträglich, jener ärmeren Schüler, die verstreut in einzelnen Kosthäusern der Stadt wohnten und sich großer persönlicher Freiheiten erfreuten; das tat unserer Jungeneitelkeit sehr wehe. Unvernünftige Erzieher verschärften noch durch Veranstaltung von Fußballwettkämpfen die ohnehin stets gespannte Lage. Die Situation entbehrte nicht des sozialen Hintergrundes. Zwei Kasten, zwei Gesellschaftsgruppen bekämpften einander.

Wir dummen Jungen verstanden zwar das alles nicht, waren jedoch auf jeden Fall überzeugt, etwas Besseres zu sein. Der einzige Mensch, der uns wegen dieses häßlichen Stolzes zu beschämen wußte, war unser Präfekt Viktor Lebrun, der selbst aus kleinsten Verhältnissen stammte. Wieso der biedere Deutschböhme zu diesem französischen Namen kam, daß wußte er selbst nicht anzugeben.

Ständig war er um uns, und wir hatten ihm viel zu danken, obwohl er allgemein als gescheiterte Existenz galt. Leicht war sein Dienst durchaus nicht. Stets hatte er daheim unser Studium zu überwachen, mußte in die Sprechstunden der Professoren laufen, mit uns Spaziergänge und Ausflüge unternehmen, ja sogar am Abend fand er keine Ruhe, denn sein Zimmer grenzte an unseren Schlafsaal, und dort trieben wir den allergrößten Unfug. Nie kam er zur Ruhe, und wir verleiteten ihn sogar zum Fußballspiel auf der großen Wiese in unserem Parke und lachten ihn herzlich wegen seiner Ungeschicklichkeit aus. Denn Viktor Lebrun zählte schon fünfundvierzig Jahre, hatte bereits ein Bäuchlein, das ihn beim Spiel sehr behinderte. Er war ein äußerst gutmütiger Mensch.

Seit fünfzehn Jahren lebte er in dieser Stellung, seit fünfzehn Jahren bereitete er sich auf sein philosophisches Doktorexamen vor, ohne jedoch Zeit und Ruhe — vielleicht fehlte es auch am Willen — aufzubringen, um die Prüfung endlich abzulegen.

„Wenn ich erst einmal mein Doktorat habe, dann sollt ihr sehen, was aus mir noch wird!“ meinte er stets schmunzelnd, wenn wir des Abends im Kreise um ihn saßen, er seine lange Studentenpfeife rauchte und uns aus seinem Leben erzählte. Wir hatten ihn alle gerne, den „dicken Franzosen“, besonders aber die Frühreifen unter uns suchten seine Gesellschaft, denn er verstand es glänzend, über wissenschaftliche und Gegenstände der Kunst zu sprechen, war von verblüffender Belesenheit.

„Glaubt mir, ich hätte schon längst dieses alberne Doktorat gemacht, aber man darf ja bei den Professoren keine eigene Meinung haben. Nur die des Prüfenden. So klug wie diese Herren bin ich auch noch.“ Dabei lachte Herr Lebrun behaglich und zeigte seine vom Tabak gebräunten Zähne.

Er schenkte uns viel von seinem großen Wissen. Mich hatte er besonders in sein gütiges Herz geschlossen und vertraute sich mir einmal an, als er eben von einigen Lausbuben wieder schwer geärgert worden war. Sein ganzes Leben sei verpfuscht, klagte er, nie würde er mehr die Energie aufbringen, um das Stadium des ewigen Studenten zu überwinden. Mittellos wie er sei, müsse er wohl bis an sein Lebensende hier in dieser unerquicklichen Stellung ausharren.

Seit dieser Stunde blieb ein Band der Vertraulichkeit zwischen uns bestehen, das mich oft tief beglückte. Wir gründeten sogar einen philosophischen Verein, den Lebrun sachgemäß leitete, hatten unsere Diskussionsabende mit Referaten und Korreferaten. Begonnen wurde mit den grundlegenden Meditationen von Vater Descartes. Als Leckerbissen gab es ab und zu auch Aphorismen von Nietzsche. Einige lernten daraufhin ohne Verständnis den „Zarathustra“ auswendig. Erst zu spät bemerkte da Lebrun die Verwirrung in unseren Köpfen. Es war vergebens, wenn er auch zehnmal die Hände über seinem spärlichen Haupthaar zusammenschlug und verzweifelt ausrief: „Methode, meine jungen Freunde, Methode ist alles in der Philosophie!“ Wir dünkten uns bereits als die Klügeren.

Daß wir dort den berühmten Satz vom Weibe und der Peitsche entdeckt hatten, schien Lebrun auch persönlich unangenehm zu sein, denn er hatte sich — nichts konnte uns entgehen — in der letzten Zeit richtig verliebt. Der Gegenstand seiner Anbetung enttäuschte uns aber maßlos! Fräulein Breslmayer war es, die noch halbwegs jugendliche Inhaberin einer kleinen Konditorei, besser Gemischtwarenhandlung, gegenüber dem Gymnasium, bei der wir alle erheblich verschuldet waren. In deren Laden verschwand nun Präfekt Lebrun stets, nachdem er uns zur Schule begleitet hatte. Weiter entdeckten wir, daß er sich in dieser Zeit wieder eifriger über seine Bücher machte, die Lampe in seinem Zimmer brannte oft bis spät in die Nacht hinein. Einige Wochen blieb dies so. Hoffte er nun doch noch seine Prüfungen zu machen?

Kurz darauf bestand ich die Reifeprüfung und verließ die kleine Stadt. Lebrun schien beim Abschied untröstlich zu sein. Wir schrieben einander wie vereinbart, — dann schlief auch dieser Verkehr völlig ein. Nach Jahren erst erfuhr ich, daß Herr Viktor Lebrun, der glänzende Philosoph, Fräulein Breslmayer geehelicht habe und nun selbst den kleinen Laden vor dem Gymnasium weiterführe.

Vor wenigen Tagen war ich wieder in der alten lieben Stadt, um dort die entschwundene Jugend zu suchen. Die Gymnasiasten strömten eben in die Schule, als ich das bescheidene Geschäft betrat, über dessen Tür auf einem Schilde geschrieben stand: Inhaber Viktor Lebrun.

Der Herr Präfekt erkannte mich anfänglich gar nicht. Eben wog er einem Jungen für einige Groschen Süßigkeiten ab und spähte scharf durch die Gläser seines Zwickers nach dem Zünglein der Wage. Dann reinigte er bedächtig seine Hand an der blauen Arbeitsschürze, ehe er sie mir lächelnd reichte. Er sah fast blühend aus und war entschieden noch voller geworden. Frau Lebrun kam auch lachend aus dem Wohnzimmer, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie eigentlich recht hübsch war.

Da stürmte ein hochaufgeschossener blonder Junge zur Tür herein:

„Meine deutsche Hausarbeit, Herr Lebrun, meine deutsche Hausarbeit!"

Präfekt Lebrun holte ein blaues Heft hervor und schlug es auf.

„Was verdanken wir unseren Klassikern?" las ich als Titel der Arbeit.

„Ich habe Ihnen sehr viel verbessern müssen, mein Lieber! Die Einleitung war gänzlich verfehlt. Mehr Methode, junger Freund!" dozierte Viktor Lebrun und wandte sich wiederum voll Eifer einer neuen Kundin zu, einem Dienstmädchen, das eben eintrat.

„Ein halbes Kilogramm Mehl, mein gnädiges Fräulein? Gewiß, sehr wohl, im Augenblick, gleich werden wir es haben!" Frau Lebrun aber strahlte voll Seligkeit über ihr rundes Gesicht.

„O, er ist tüchtig, mein Mann!"

Wie stolz das klang: „Mein Mann!" Ich aber wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen . . .

Tiere im Schnee.

Von Reineckes Schnüren und anderen Fährten

Von Kurt Bibl.

Es gab Zeiten, wo der Mensch der Natur entfremdet war. Gegenwärtig aber sind viele von der Sehnsucht beseelt, sich nach des Tages Arbeit bei Gängen durch die heimatliche Landschaft die Kraft zu neuem Schaffen zu holen. Je öfter man die Natur genießen kann, desto mehr verfeinert sich das Auffassungsvermögen, und desto reicher werden die Beobachtungen sein, die der Mensch draußen aufnimmt. Wer ein einziges Mal den Energiestrom verspürt hat, der aus der freien Umwelt auf das Gemüt einwirkt, wird sich auch dann hinausbegeben, wenn es stürmt oder regnet. Ein besonders schönes Erlebnis aber ist ein Ausflug durch die verschneite Flur. Die scheinbare Stille des Winters, die „schlafende Landschaft" bietet dem Naturfreund eine Menge schöner Eindrücke und Anregungen.

Über der jungen Saat liegt eine hohe weiße Decke ausgebreitet; nur einige dürftige Krautpflanzen strecken ihre Häupter melancholisch heraus. In diesen Wochen, da der Mensch sein schönstes Fest feiert, wo auch in die bescheidenste Hütte der Strahl der Liebe huscht, ist bei Freund Lampe Schmalhans Küchenmeister. Dem armen Burschen knurrt der Magen; die meiste Zeit verbringt er schlafend. Wenn sich dann der Mensch, den Wind im Gesicht, an den Schlummernden heranpirscht, kann er das Tier fast bei den Löffeln fassen. Zu Tode erschrocken fährt Lampe empor und sucht das Weite. Deutlich heben sich die Schatten seiner Spur vom weißen Untergrunde ab, zwei Tapfen nebeneinander, zwei hintereinander. Armer Kerl, mit dieser Fährte bringst du dir den Tod! Bald wird der Mann im grünen Rocke deinen Tritten folgen und dir einen Hagel scharfer Körner in den Leib jagen. Dicht neben der Hasenspur hat ein anderes Tier Abdrücke hinterlassen. Das scheint ja ein Drahtseilkünstler gewesen zu sein. Wie auf einem Maßstab abgetragen befinden sich die Tapfen. Es ist die Spur Reineckes — „Schnüre" nennt sie der Jäger. Plötzlich hört die eigenartige Fährte auf, und nun beginnen Doppelabdrücke. Aha, der rote Teufel hat Schritt gewechselt. Aus irgend einem Grunde mußte er seinen Schleichgang aufgeben und in einen raschen Galopp verfallen. Fuchs- und Hundespur wird der Laie kaum unterscheiden können. Dem Wildkenner fällt im Gegensatz zum Abdruck der Hundetatze die schlanke Beschaffenheit der fünfteiligen Fuchssohle auf. Bei beiden Tieren drücken sich vier Krallen in den Schnee. Auch beim Tritte der Katze formen sich die charakteristischen fünf Ballen in die weiche Unterlage. Von den Krallen ist hier allerdings nichts zu beobachten, weil sie nur beim Klettern, im Kampfe oder beim Festhalten der Beute benutzt werden.

Heute lacht uns das Glück besonders. Wir stoßen auf ein Flüßchen, das mit seiner bewegten Strömung den Fesseln des Frostes bisher getrotzt hat. Hier finden wir eine neue Spur. Zierliche Füße haben in regelmäßigen Abständen ein schönes Wellenornament getreten. Wer ist dieser einsame Geselle am Wasser gewesen, dessen fünf Zehen mit den feinen Schwimmhäuten so deutliche Spuren hinterlassen haben? Es ist der Konkurrent des Eisvogels, der beste Fischer weit und breit: So hat uns der Zufall auf die Fährte des Fischotters gebracht. Doch der Beherrscher des Flüßchens kann auch anders laufen. Hier sind die „S"-Linien zu Ende, und nun folgen die eigentümlichen Doppeltritte des springenden Tieres. Plötzlich verläuft die Spur des Otters nach dem Ufer zu. Da sie hier abbricht, ist wohl anzunehmen, daß der Fischräuber sich mit einem kühnen Satze dem feuchten Element anvertraut hat.

Unser Weg führt weiter unter alten Eichen hindurch, deren knorrige Äste von weichen Schneepolstern bedeckt sind. Die Strahlen der Wintersonne lassen das welke Laub in goldenen Farben aufleuchten — eine wundervolle Harmonie zu dem Eisblau des Himmels. Ein Geräusch lenkt unsere Blicke nach oben, und ehe wir es uns versehen, haben wir eine Wolke Pulverschnee im Gesicht. Warte, du Kobold! Neckisch springt das zierliche Kätzchen zur Erde, überquert einige Schritte vor uns den Weg und verschwindet in einem Busche. Die Sprünge des Eichhörnchens wirken so drollig. Wenn es seine breit gespreizten Hinterfüße seitlich an den kurzen Vorderbeinen vorbeiwirft, so hat man den Eindruck, als müßte sich das Tierchen im nächsten Augenblicke kugeln. An den größeren Ballen der Hinterbeine beobachten wir fünf Zehen, während an den Vordergliedmaßen nur vier zu sehen sind.

Wir gehen weiter. Zufällig schweift das Auge nach einer Tannenschonung. Die elastischen Nadelzweige sind durch das Gewicht des Schnees tief zu Boden gedrückt. Jetzt bannt ein eigenartiges Bild unsere Schritte: Am Ausgang des Wäldchens steht ein Rudel Rehe. Wie aus Stein gemeißelt verharren die schlanken Leiber, und die Köpfe mit den klugen sanften Augen sind unverwandt auf uns Eindringlinge gerichtet. Wir suchen vorsichtig an die Herde heranzukommen. Schon hoffen wir, daß es uns glückt, die scheuen Wesen in der Nähe zu sehen, da läuft es wie ein Zittern durch den Leib des Leittiers, ein pfeifender Laut ertönt, im Nu bricht das Rehvolk durch das Gebüsch und entschwindet unseren Blicken. Wir gehen nach dem Platze, wo wir die Familie gesehen haben, um die Spuren näher ins Auge fassen zu können. Aus den Abdrücken können wir verschiedenes Interessante heraus lesen. Die großen Hufspuren mit dem offenen Spalt deuten immer auf ein weibliches Tier, eine Ricke. Unter den vielen Tritten aber stoßen wir auf einige kleine, oben geschlossene Hufhälften. Sie stammen von jungen Böcken, die sich das erste Jahr immer im Schutze des Muttertiers befinden.

Mensch und Zeit.

Neujahrsgedanken von F. Schröngbamer-Heimdal.

Die Zeit ist mehr als wir. Sie war vor und wird nach uns sein. Sie ist aber auch mit uns, wenn wir ihr Böses meistern und ihr Gutes nützen.

*

Das Geheimnis der Zeit ist die Sekunde, der Augenblick. Hier sind ihre Angriffspunkte und Blößen. Wer den Augenblick erfaßt und die Sekunde nützt, dem fallen ihre Früchte von selbst in den Schoß.

*

Zeit ist mehr als Geld. Das wissen alle, die ihr nicht „Amboß", sondern „Hammer" sind.

*

Die Meister der Zeit kennzeichnet Frohsinn und Seelenfrieden. Sie sind die wahren Lebenskünstler.

*

Mit heiligem Geiste will die Zeit genommen sein, mit einem Geiste, der hellt und heiligt. Denn sie ist nur ein Bruchstück der Ewigkeit, uns gegeben, damit wir das Ewige bewahren und bewähren.

Lustige Rundschau



*** Recht schmeichelhaft.** Bei Regierungsrats ist große Einladung. Nach dem Essen werden auch die Kinder den Gästen vorgestellt und der freundliche General fragt die kleine Elly, ob sie auch schon in der Küche mithelfen darf. „Aber ja", sagt das liebe Kind, „ich muß nach jeder Einladung die silbernen Löffel zählen."

*

*** Gemütlich.** Gast: „Das ist doch wirklich arg, Herr Wirt! Hier in der Suppe habe ich einen Manschettenknopf gefunden!" — Wirt: „Ach, seien Sie doch so gut und sehen Sie genau nach, — mir fehlt nämlich der zweite auch."

*

*** Anerkennung.** „Der Reisende von Hahn & Co. hat uns mit seinen Waren gehörig hineingelegt. Das miserabelste Zeug hat er uns vermittels seiner großartigen Beredsamkeit angeschmiert. Wenn mir dieser Kerl nochmal ins Haus kommt, schmeiße ich ihn raus oder — engagiere ihn für mein Geschäft."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.